Leben

Nicht meine Tochter!

Weltweit leiden 200 Millionen Frauen unter dem Ritual der „Beschneidung“. Rund 50 000 genitalverstümmelte Opfer leben in Deutschland. Über den Kampf gegen eine grausame Tradition.

Von Birgit Schenk

Fotos: Sascha Kopp; D. O'Dey; Marla, zolotons – stock.adobe

VERSTÜMMELUNG

Fachleute unterscheiden vier Typen der Genitalverstümmelung.

▸ Typ 1

Teilweise oder vollständige Entfernung der Klitoris und/oder der Klitorisvorhaut

▸ Typ 2

Typ 1 plus Teil- oder Totalamputation der kleinen Schamlippen, durch Zusammennähen verengter Scheideneingang

▸ Typ 3

Typ 2 plus Entfernung der großen Schamlippen; nach dem Zusammennähen bleibt oft nur eine stecknadel-große Öffnung zum Abfließen von Blut und Urin

▸ Typ 4

Umfasst weitere Praktiken wie Dehnen, Ausbrennen, Durchbohren oder Verätzungen

Die Schreie der Kinder – nein, die könnte sie nicht mehr ertragen, gibt die alte Frau zur Antwort. Ihre Besucher hatten wissen wollen, ob sie, die sich als Beschneiderin schon lange zur Ruhe gesetzt hat, ihr Handwerk heute wieder aufnehmen würde. Kleinen Mädchen Klitoris und Schamlippen abschneiden, ihnen den Scheideneingang bis auf eine winzige Öffnung zunähen? Klar wird: Ja, die Beschneiderin hat mitgelitten – ihr Tun selbst stellte sie aber nie infrage. Gehört es für Männer wie Frauen in ihrer Kultur doch ganz selbstverständlich dazu, Mädchen auf diese Weise aufs Erwachsenenleben vorzubereiten.

Die Begegnung mit der alten Beschneiderin 2013 in Tansania hat sich bei Dan mon O'Dey, Plastischer Chirurg aus Aachen, ins Gedächtnis eingegraben. Und jedes Mal, wenn ihm eine „beschnittene“ Patientin gegenübersitzt, erinnert er sich daran, dass sie in einem Umfeld aufgewachsen ist, das weibliche Genitalverstümmelung als zwar schmerzhafte, aber unabdingbare Voraussetzung betrachtet: damit die Tochter – und mit ihr die Familie – ihren untadeligen Ruf behält, später einen Mann findet. Rund 200 Millionen Mädchen und Frauen weltweit sind genitalverstümmelt, meldet die Weltgesundheitsorganisation, jährlich erleiden rund vier Millionen dieses Schicksal, jede Dritte stirbt an Komplikationen. Nicht weniger gravierend: die oft lebenslangen psychischen Konsequenzen des Eingriffs.

Es gibt viele Spielarten der Kontrolle über Frauen. In der Bundesrepublik besaß der Mann bis 1958 das Bestimmungsrecht über Frau und Kinder, erst nach 1969 durfte eine verheiratete Frau ein eigenes Konto eröffnen und bis 1977 existierte ein Gesetz, wonach eine Frau nur mit Zustimmung des Ehemannes erwerbstätig sein durfte. Bis 1997 war Vergewaltigung in der Ehe nicht strafbar.

Viele Frauenärzte sind überfordert

Genitalverstümmelung ist eine extrem grausame Form von Kontrolle. Wer Sexualität als schmerzvoll empfindet, wird sie höchstens noch als Pflichterfüllung ertragen. Was das Deutschland angeht? 50 000 genital verstümmelte Frauen leben hier, schätzen Experten. Viele sind aus ihrer Heimat geflüchtet – und doch, wie jeder Mensch, der Herkunftskultur verhaftet. Wie werden die Frauen reagieren, wenn in ihrer Familie die Frage aufkommt, ob sie die Töchter beschneiden lassen? Privatdozent Dr. Dan mon O'Dey setzt auf Aufklärung. Der Chefarzt der Klinik für Plastische, Rekonstruktive und Ästhetische Chirurgie, Handchirurgie sowie Gründer und Leiter des Zentrums für Rekonstruktive Chirurgie weiblicher Geschlechtsmerkmale am Luisenhospital Aachen, nimmt sich Zeit für ein Gespräch mit den oft scheuen Patientinnen, die er in seiner eigens für die Opfer von Genitalverstümmelung eingerichteten Sprechstunde sieht. Nicht alle kommen aus eigenem Antrieb. Manche werden geschickt von Behörden, Beratungsstellen oder Frauenarzt-Praxen, die sich überfordert fühlen. „Genitalverstümmelung und Folgeerkrankungen“ steht nicht im Lehrplan der gynäkologischen Ausbildung.

Die Arbeit mit „beschnittenen“ Frauen ist nur ein Teil von O'Deys Tätigkeit. „Ich behandle in diesem Zusammenhang Tumorleiden, Hauterkrankungen, Verwachsungen – alles, was insbesondere aus medizinischen Gründen eine Therapie erfordert.“ Die Frauen, die zu O'Dey kommen, haben einen langen Weg zurückgelegt. Nicht nur, weil sie aus Afrika, Asien oder Südamerika stammen. Vielmehr, weil sie überlegen, mit der Tradition, die sie geprägt hat, zu brechen: indem sie sich einer „rekonstruktiven“ Operation unterziehen, die ihre Genitalien wiederherstellt.

Eine Entscheidung, die schwerfällt. Professor Ivo Meinhold-Heerlein, Direktor der Klinik für Frauenheilkunde an der Uniklinik Gießen, beobachtet, dass die Hemmschwelle für viele Betroffene zu hoch ist: „Hier in Gießen ist das Erstaufnahmelager für Migranten, von dort bekommen wir Genitalverstümmelte geschickt, zum Beispiel Frauen, die Beschwerden beim Wasserlassen haben. Oder Schwangere, um nachzuschauen, ob und wie sie gebären können. Wir bieten den Frauen immer einen kompletten Behandlungsplan an, um sie zu heilen – aber viele lassen nie mehr von sich hören.“ O'Deys Patientinnen haben diese Tabuzone verlassen. Und vertrauen darauf, dass dieser Eingriff in Aachen einen Leidensweg beendet: Weil sie, je nach Schweregrad der Beschneidung und etwaiger Begleitumstände wie Geburtsverletzungen, den Stuhl über die Vagina ausscheiden. Weil sie Urin und Stuhl nicht halten können – oder aber bis zu einer halben Stunde für den Toilettengang benötigen. Weil die Infektionsgefahr steigt, weil Geschlechtsverkehr und Monatsblutung Qualen bereiten und weil Entbindungen Mutter und Kind gefährden.

Mariame Racine Sow
Projektleiterin „Forward-Germany / Gegen ritualisierte Gewalt

Dan mon O'Dey
Plastischer Chirurg am Luisenhospital in Aachen

> »Die Operation hat mir eine neue Form des Ich-Seins geschenkt.«
>
> Mariame Racine Sow, Soziologin aus Frankfurt

O'Dey hat neue Methoden entwickelt, mit denen sich die Klitoris mikrochirurgisch wiederherstellen lässt und sich Nervenbahnen neu bilden. Er verpflanzt Gewebe aus der Leistengegend, mit dem er den Scheideneingang sowie innere wie äußere Schamlippen so modelliert, dass ein anatomisch normales Genital entsteht. Je nachdem, ob Klitoris und Schamlippen ganz oder teilamputiert sind, dauert eine OP zwischen eineinhalb und fünf Stunden. O'Dey: „Die einzelnen Gewebeschichten müssen mithilfe vergrößernder Objektive sehr fein präpariert und miteinander vernäht werden, das kostet viel Zeit.“ Einige hundert Frauen hat O'Dey inzwischen operiert. Eine von ihnen ist Mariame Racine Sow.

Fünf Jahre war sie alt, als sie beschnitten wurde. Mariame Sow ist im Norden Senegals geboren, heute lebt die promovierte Soziologin in Frankfurt. Nicht überall im Senegal ist Beschneidung selbstverständlich. Als sie aus ihrem Elternhaus weg- und zu einer Tante zieht, die nahe Dakar lebt, stellt sie fest, dass die Freundinnen dort über Beschneidung spotten. Sie beginnt, die Tradition zu hinterfragen. Zweifelt an ihr, leidet unter der physischen wie psychischen Pein. Es wird Jahre dauern, bis zumindest die körperlichen Beschwerden verschwinden. Vorher zieht die junge Frau zum Studium nach Deutschland, heiratet, bringt zwei Kinder zur Welt. Als sie von O'Deys neuartigem Verfahren hört, wagt sie es, unterzieht sich der Operation. „Sie hat mir eine neue Form des Ich-Seins geschenkt“, die quirlige Frau pocht energisch auf den Tisch, „ich gehöre mir, niemand anderes entscheidet über mich und meinen Körper.“ Sie hofft, dass O'Deys OP-Methode Schule macht, dass sie in die Lehrpläne des medizinischen Fachpersonals aufgenommen wird. Damit die verstörenden Erfahrungen in Frauenarzt-Praxen und Kliniken, die Sow aus eigenem Erleben und von Berichten vieler Leidensgenossinnen kennt, sich nicht länger wiederholen.

Musliminnen und Christinnen betroffen

Das Bewusstsein zu verändern, bei Männern wie Frauen – daran arbeitet Mariame Sow. Über „Forward“, einen weltweit aktiven Verein, der sich dem Schutz vor Genitalverstümmelung verschrieben hat – und bei Sows Arbeit in einer Flüchtlingsunterkunft. Wo sie auf eines achtet: die Frauen und deren Lebensweise zu respektieren, keiner zu nahe zu treten, ihr nicht das Thema Beschneidung aufzuzwingen. Sow: „Niemand hat das Recht, das Trauma zu öffnen.“ Genitalverstümmelung habe übrigens nichts mit Religionszugehörigkeit zu tun, darauf legt die Soziologin Wert: „Es gab sie schon vor 5000 Jahren, und heute sind nicht nur Musliminnen betroffen, sondern auch Christinnen, etwa in Eritrea.“

Die Frauen in der von Sow betreuten Unterkunft kommen aus 13 Ländern, und auch wenn alle „beschnitten“ sind, leben sie doch in völlig unterschiedlichen Welten. Eine Verbindung zu diesen Frauen aufzunehmen gelingt nur dem, der ihre Erfahrungen teilt, ihnen im Alltag begegnet. Damit das „Cutting“, das Schneiden, aufhört, braucht es Menschen, die sich verstanden fühlen. Und so in die Lage versetzt werden, eigene Ideen zu entwickeln, sich neu zu definieren. Um dann sagen zu können: „Ja, das Schneiden gehörte einmal zu unserer Tradition. Aber heute? Braucht es niemand mehr. Meine Tochter nicht!“

MODERNE ZEITEN

Mara Piz
zu Hunde-Tratsch

Gassi und Gerüchte

Früher habe ich gerne mal in der „Bunten” geblättert. Heute habe ich einen Hund. Klatsch und Tratsch wird mir seitdem brühwarm persönlich serviert – auf der Hundewiese. „Wir haben wieder ein Baby”, erzählte mir Jürgen neulich mit glänzenden Augen. Jürgen, Mitte fünfzig, ist Herrchen von „Balou” und spricht nicht etwa von seinem Enkel. Er meint „Lucky“, den zwölf Wochen alten Labrador-Welpen, der sich seit Kurzem täglich mit seinen Besitzern auf der Wiese tummelt und alle mit seiner Tapsigkeit entzückt. Das letzte Baby, Hütehund „Buddy“, ist mittlerweile ein halbes Jahr alt. Er sieht schon gar nicht mehr aus wie das winzige Wollknäuel, das er doch gerade noch war. Sie werden so schnell groß. Viel zu rasch verwandeln sich Welpen in rüpelige Halbstarke. „Die Pubertät”, raunt man sich wissend nickend unter Hundebesitzern zu. Da kommt es schon mal vor, dass eine Horde junger Rüden auf einen vierbeinigen Neuling losprescht. Was dann wiederum für Brodeln in der Gerüchteküche sorgt. Gassi-Gossip quasi. Genauso, wenn ein Mensch-Hund-Gespann schon länger nicht mehr da war – wie Husky „Luna“ und Frauchen. Schon wird spekuliert: „Urlaub?“ „Umzug?” „Kastration?“ Es gibt auch bange Momente. Als Mischling „Freddy” – er hat Chihuahua-Format – von zwei Schäferhunden gejagt wird, rennt er in Panik fort. Erst Tage später wird er im nächsten Ort auf einem Feld gefunden – im Winter, bei Minusgraden, aber unversehrt. Die ganze Hundewiese fieberte mit und freute sich, als Freddy wieder da war. Auch ich, natürlich. Denn ich bin keinen Deut besser. Wie es die Menschen auf der Hundewiese finden, dass ich über sie schreibe, weiß ich indes nicht. Vielleicht sollten sie sich daran gewöhnen.
Denn ich denke gerade darüber nach, der „Bunten“ eine Kolumne anzubieten.

mara.pitz@vrm.de

DAS MACHT GLÜCKLICH

In der Kantine

Endlich wieder Kürbissuppe

Ein Espresso nach dem Essen

Wenn gar nix mehr hilft: Currywurst mit Pommes